

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 43 (1938-1939)
Heft: 2

Artikel: Wie das Märchen von der Arbeit redet
Autor: Brack, Hanna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-313660>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

verlässt, hat sie eine tiefe Tendenz zur Gründlichkeit und ist getragen von einem Geiste praktisch-hilfreichen Menschentums, so dass wir uns in ihrer sauberen Welt wohl befinden und hundertfältig von ihr gefördert werden.
Aarau (Seminar). Carl Günther.

Wie das Märchen von der Arbeit redet

Von *Hanna Brack*, Frauenfeld

Gemeint ist das Grimmsche Märchen. Darin diesem Thema nachzugehen, ist ungemein reizvoll. Beginnen wir mit der Frau Holle, das heisst mit jenem Märchen, das den Kern der Arbeit, den Fleiss und ihren Todfeind, die Faulheit, unübertrefflich darstellt: Zwei Mädchen haben unter den ganz gleichen Bedingungen zwei ganz gleiche Aufgaben zu lösen; aber das Ergebnis ist entgegengesetzt. Ein Mädchen kehrt, mit Gold überschüttet, in die Heimat zurück, das andere mit Pech beladen. Woher dieser Unterschied? Eine genauere Prüfung zeigt, dass wohl die äussern Verhältnisse die gleichen, die innern Bedingungen aber ganz andere sind. Das eine ist aus einer harten, arbeitsreichen und leidvollen Jugend durch eine Tat verzweifelten Gehorsams auf einem dunkeln Weg in die unbekannte Ferne gelangt. Dem andern hat die Mutter alles schön und leicht gemacht. Seine Spindel ist nicht von der Arbeit blutig geworden. Der Sprung in den Brunnen ist keine Tat des verzweifelten Mutes, kein Sprung ins Unbekannte hinein. — Das erste vernimmt den Ruf des Backofens und des Apfelbaums, d. h. es kann nicht achtlos an den Dingen vorbeigehen und sie umkommen und verderben lassen. Es sieht von selber, wo eine Arbeit zu tun ist. Und wie tut es diese Arbeit! Niemand überwacht es dabei; es fragt nicht zuerst nach Lohn oder nach eigenem Nutzen. Den Apfelbaum schüttelt es mit einer Kraft, dass es Äpfel regnet, es hört nicht auf, bis keiner mehr oben ist; dann legt es alle an ein Häuflein, damit keiner zerstreut werde. Bei der Frau Holle schüttelt es die Betten immer mit der gleichen, ausdauernden Gewissenhaftigkeit. Kein Wunder, dass einem Menschenkind, wenn es so durchs Leben geht, ein Segen zuteil wird, der, wie das Märchen sagt, an ihm kleben bleibt, d. h. sich einfach an seine Fersen heftet. Das andere, der Arbeit ungewohnt, geht ihr aus dem Weg. « Ich könnte mich ja schmutzig machen. » — « Mir könnte ein Apfel auf den Kopf fallen. » Die freiwillige Arbeit geht es nichts an. Seine Ausdauer erlahmt schon am dritten Tage seiner Tätigkeit bei Frau Holle. Dennoch erwartet es den gleichen Lohn, wie ihn das andere bekommen hat. So wandert das eine hinein in den Segen, in die Liebe und Hochachtung der Mitmenschen, das andere hinein in den Unsegen und die Verachtung.

Das scheinbar so harmlose Märchen enthüllt uns deutlich die strengen Gesetze, nach denen das Leben Segen oder Fluch für unsere Arbeit ausstellt. Wer ein rechtes Ziel erreichen will, muss das *sein*, was er scheinen möchte. Der Erfolg kann auf die Dauer nicht erschlichen oder erlistet werden, so oft auch Kinder und Eltern, wie hier, im Märchen, ihn erschleichen wollen.

Erfolg und Misserfolg liegen nicht allein in den äussern Verhältnissen, sondern, viel mehr als wir denken, in unserm Wesen und in unserm Handeln. Anstatt den Misserfolg immer nur ausser sich, in den Verhältnissen,

zu sehen und von der Flucht in andere Verhältnisse Besserung zu erhoffen, suche man die Quelle des Übels zuerst in sich selber.

Ein Loblied zum Preis handwerklichen Fleisses und handwerklicher Geschicklichkeit ist das Märchen von der Spindel, dem Weberschiffchen und der Nadel. Wer Kindern einen Begriff vom Wert und von der wunderbaren Bedeutung dieser drei winzigen, unscheinbaren Werkzeuge geben und ihnen eine Vorstellung wecken will vom Wohlstand, vom Segen und von der Freude, die sie in ein Haus zaubern können, der muss ihnen dies Märchen erzählen.

Die drei Gegenstände nebst einem ärmlichen Hüttelein sind das einzige Erbe, das eine Patin ihrem fünfzehnjährigen Patenkind hinterlässt. Damit verdient es sich in emsiger Arbeit sein Brot. Zu dieser Zeit sucht sich der Königsohn des Landes eine Frau, keine reiche, eine solche will er nicht — auch keine arme; denn eine solche darf er nicht wählen; sondern eine, die zugleich die Ärmste und die Reichste sei. Wie er am Hause der Reichsten vorbereitet, sitzt diese in vollem Putz davor, geht ihm entgegen und verneigt sich vor ihm. Er aber schaut sie nur an und reitet wortlos weiter, vor das Fenster des armen Mädchens, das in seinem sonnigen Stübchen emsig spinnt und nicht einmal beim Herannahen des Königsohnes die Augen von der Arbeit hebt. Im Gegensatz zur Reichen wirbt sie auch nicht mit einem Blick um seine Gunst, obgleich ihr Herz dem schönen Jüngling entgegenschlägt. Aber ihr Werk spricht für sie: Die Spindel entspringt ihren Händen und holt den wegreitenden Königsohn, den des Mädchens Gedanken begleiten, an goldenem Faden zum Häuschen zurück, d. h. das Bild dieser Sittsamkeit und dieses Fleisses zieht den Freier mit stiller Gewalt wieder zur Spinnerin hin. Unterdessen webt das Schiffchen, zu dem das Mädchen sofort gegriffen hatte, und das ihm dann auch entsprungen war, den herrlichen Teppich vor der Türschwelle. Es ist ein wahres Wunderding, mit Rosen, Lilien und einem Rankenwerk, in dem Vögel sitzen und Hasen und Kaninchen springen; eine Arbeit, die dem Königsohn befreites Zeugnis gibt von dem Wesen der geschickten, erfindungsreichen und kunstsinnigen Weberin. Die Nadel aber, die sich ebenfalls der Hand des Mädchens entwunden hatte, stattet das ärmliche Stübchen mit Vorhängen, Decken und Überzügen aus und macht es zum wohnlichsten, behaglichsten Raum. So verkünden die drei Werkzeuge durch ihre Arbeit dem Freier das Lob ihrer Besitzerin, und er führt die Ärmste, die aber an Fleiss, Tugenden und Künsten die reichste ist, als seine Braut heim, und Spindel, Weberschiffchen und Nadel werden in der Schatzkammer verwahrt und hoch in Ehren gehalten. Glücklich das Land, in dem das Handwerk solchermassen geehrt wird.

Wie es Leuten ergeht, die aus lauter Unzufriedenheit oder Selbst-erhebung einen für sie geeigneten Beruf umtauschen gegen einen, für den sie gar nicht geschaffen sind, das erzählt mit schalkhaftem Humor die Geschichte vom Mäuschen, Vögelchen und der Bratwurst. Jedes der drei Geschöpfe war im gemeinsamen Haushalt an seinem rechten Platz und in seinem Element, und alles ging seinen geordneten Gang, bis sich das Vögelchen von einem andern Vogel gegen seine zwei Gefährten aufstiften und sich überreden liess, es sei ein armer Tropf, denn es allein hätte schwere Arbeit zu tun, derweil die zwei andern ein herrliches Leben führen. Es weigerte sich also, aus Anstiftung, weiter im Walde Holz zu

holen, es sei jetzt lange genug Knecht und gleichsam ihr Narr gewesen. Trotz der heftigen Bitten der zwei andern wurde die Arbeit durch das Los anders verteilt und damit die Ordnung auf den Kopf gestellt. Nun musste die Bratwurst das Holz im Walde holen. Sie hatte vorher gekocht und die Speisen geschmolzt, indem sie sich « so einmal viere » durch den Brei und das Gemüse schläng. Das sollte jetzt die Maus besorgen, während das Vögelchen Wasser holen musste. Aber was geschah ? Die Bratwurst wurde auf dem Wege von einem Hunde gefressen. Er hätte falsche Briefe bei ihr gefunden, und deswegen wäre sie ihm des Lebens verfallen gewesen, erklärte er dem sich bitter beschwerenden Vögelchen. Gar bald erfolgte auch der Tod des Mäusleins, das beim « Schmelzen » in der Speise steckenblieb und erstickte, und des Vögelchens, das beim Wasserholen ertrank. Diese köstliche Illustration zu dem Sprichwort : « Schuster, bleib bei deinem Leist », sollte man aber eigentlich im Original sehen, um ihren ganzen Reiz zu kosten.

Das Märchen vom Aschenbrödel ist die Geschichte der Geringen, der Unscheinbaren, Zurückgesetzten, Verkannten und Verschupften. Die bösen Schwestern wissen, dass Aschenbrödel ihresgleichen ist, aber in Hochmut und Überhebung duldeten sie die Schwester nicht neben sich, sondern verstoßen sie tief unter sich in ein Dasein, darin es keine Freuden und keine Feste gibt, sondern nur graue Alltagsarbeit vom Morgen früh bis Abend spät. Zwar wärmen sich die Schwestern am Feuer, das Aschenbrödel für sie anzündet, sättigen sich von den Speisen, die sie ihnen kocht; tragen die Kleider, die sie ihnen näht; leben also vom Werk ihrer Hände, aber verachten sie um dieses Werkes willen. Ja, sie fügen zur Verachtung den Hohn, indem sie ihr zur sonstigen grossen Arbeit noch unnütze Arbeit aufbürden. Der Name Aschenbrödel ist in unsern täglichen Sprachgebrauch übergegangen, weil es um uns herum soviel Aschenbrödeldasein gibt. Jede Mutter, deren Arbeit von Mann und Kindern verachtet wird, jeder Angestellte, dessen Leistungen nicht nach ihrem Wert anerkannt werden, jeder Beruf, von dessen Träger es heisst, er ist *nur* das und das, sie alle wissen etwas vom Leid des Aschenbrödeldaseins. Aber sogar der Hochgestellte, der Leitende erfährt etwas von ihm, wenn seine Untergebenen nichts von seiner gewaltigen Sorgenlast und drückenden Verantwortung ahnen. Umgekehrt haben zum Beispiel jene Kinder, die der Magd auf die Bitte, den frischgescheuerten Boden zu schonen, antworteten : « Du bist ja zum Putzen da ! » etwas vom Wesen der bösen Schwestern in sich.

Aber das Märchen glaubt zuversichtlich an eine höhere Gerechtigkeit, die den Verachteten und Verkannten eines Tages zu Ehren bringen und ihm den Platz anweisen wird, der ihm gebührt, sofern er nur in seinem Wesen echt und gut geblieben ist. Während das arme Aschenbrödel sich nicht zu wehren weiss und nur noch Tränen hat für sein Elend, stellen sich alle guten Mächte auf seine Seite und verhelfen ihm zu seinem Recht. Die Verächter aber dieses Echten, Reinen und Guten werden mit Blindheit bestraft, d. h. sie werden überhaupt unfähig, diese Werte zu erkennen und gehen so eines grossen innern Reichtums verlustig.

Das Märchen ist uraltes Volksgut, ihre Gedankenwelt ist es auch. Man kann über deren Tiefe und Weisheit nur staunen. Welche Ehrfurcht hat es für die tüchtige Arbeit ! Mit welcher Lust schildert es handwerkliches Können ! Es hat die Gewissheit von einer göttlichen Ordnung, in der es

keinen Wertunterschied gibt, weil jeder Stand und Beruf in seiner Art der Menschenfamilie unentbehrlich ist. Es kennt den Segen der treuen Arbeit und den Fluch der ungetreuen, und mit seinen klaren Augen dringt es durch die Hölle von Unscheinbarkeit oder Lug und Trug bis zum echten Kern der Dinge. (Aus der « Werkzeitung der schweizerischen Industrie ».)

Der grosse Augenblick

In seinem Käfig sass ein kleiner Vogel und sah mit sehnsehnden Augen in den Sonnenschein. Es war ein Singvogel, und es war in einem Kulturstaat — jedenfalls in einem solchen, der sich so nannte.

In blauer Ferne standen blaue Berge. « Hinter den Bergen liegt der Süden », dachte der kleine Vogel. « Ich bin nur einmal den Weg dahin geflogen, dann nicht wieder. » Die fernen Berge erschienen ihm ganz nahe. Die Sehnsucht rückte sie so nah vor die Gitterstäbe. « Sie sind so sehr nahe », sagte der kleine Vogel. « Wenn nur die Gitterstäbe nicht wären. Wenn die Türe sich nur einmal öffnete — ein einziges Mal. Dann käme der grosse Augenblick, und ich wäre mit ein paar Flügelschlägen hinter den blauen Bergen. »

Die Kraniche zogen. Durch die Herbstluft klang ihr Schrei — klagend und lockend. Es war der Ruf nach dem Süden. Sie verschwanden hinter den blauen Bergen. Der kleine Vogel rannte gegen die Gitterstäbe.

Der Winter kam, und der kleine Vogel wurde still. Der Schnee fiel, und die blauen Berge waren grau geworden. Der Weg nach dem Süden lag in Kälte und Nebel. Es kamen viele Winter und viele Sommer. Es kamen viele Jahre. Die Berge wurden blau und wurden wieder grau. Die Zugvögel kamen vom Süden und zogen nach Süden. Der kleine Vogel hinter dem Gitter wartete auf den grossen Augenblick.

Dann kam ein klarer, sonniger Herbsttag. Da war die Türe des Käfigs geöffnet. Man hatte sie aus Versehen offengelassen. Mit Willen tun es die Menschen nicht. Der grosse Augenblick war da !

Der kleine Vogel zitterte vor Freude und Erregung. Vorsichtig und scheu huschte er hinaus und flatterte auf den nächsten Baum. Alles um ihn herum verwirrte ihn. Er war es nicht mehr gewohnt. In blauer Ferne standen blaue Berge. Aber sie schienen jetzt sehr fern zu sein. Viel zu fern für die Flügel, die sich jahrelang nicht mehr geregt hatten hinter den Gitterstäben. Doch es musste sein ! Der grosse Augenblick war da ! Der kleine Vogel nahm all seinen Mut und seine Kraft zusammen und breitete die Flügel weit, weit aus — zum Flug nach dem Süden, hinter die blauen Berge. Aber er kam nicht weiter als bis zum nächsten Ast. Waren die Flügel verkümmert in den langen Jahren, oder war es etwas anderes, das in ihm verkümmert war ? Er wusste es selbst nicht. Die blauen Berge waren fern, viel, viel zu fern für ihn. Da flatterte er still in den Käfig zurück.

Die Kraniche zogen. Durch die Herbstluft klang ihr klagender Schrei — klagend und lockend. Es war der Ruf nach dem Süden. Sie verschwanden hinter den blauen Bergen. Da senkte der kleine Vogel den Kopf und barg ihn unter die Flügel. Der grosse Augenblick war vorüber.

Manfred Kyber.

Entnommen aus dem empfehlenswerten Buch : Lebensbilder aus der Natur, Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau.